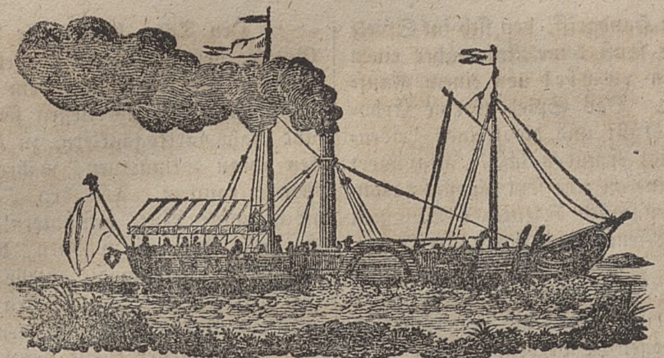
№ 8.

Dienstag, am 19. Januar 1841.

Von dieser der Unterhaltung und den Interessen des Volkslebens gewidmeten Zeitschrift erscheinen wöchentlich drei Nummern. Man abonnirt bei allen Postämtern,



welche das Blatt für den Preis von 22½ Sgr. pro Quartal aller Orten franco liefern und zwar drei Mal wöchentlich, so wie die Blätter erscheinen.





für
Geist, Humor, Satire, Poesie, Welt- und Volksleben, Korrespondenz, Kunst, Literatur und Theater.

Die drei Hebel der Gesellschaft: Musik — Spiel — Tanz.

Die Musik ist beinahe keine bloße Kunstfertigkeit mehr, sondern eine konversationelle Tugend. Wer sie nicht übt, muß sie wenigstens zu schätzen wissen. Wer nicht die zweite Stimme übernimmt, muß sich wenigstens an das Pianoforte stellen und das Notenblatt umschlagen. Die Musik ist dazu benutzt worden, eine Lücke in unsrer heutigen Bildung auszufüllen und gleichsam eine angenehme Politur auch denen zu geben, welche nicht im entferntesten eine Verwandtschaft mit dem hohen Geiste haben, in welchem die Werke eines Mozart und Beethoven empfangen und geschaffen sind. Was vermißt man bei dem größten Theil unsrer Frauen? Esprit. Der Grund dieses Mangels liegt auf der Hand. Esprit ist eine gefährliche Geistesgabe; Mitgift in einem Zeitalter, wo man die Beschränktheit Gemüth und die Frivolität Geist nennt. Soll man den Frauen jene witzige Dialektik gestatten und sie in ihrem empfänglichen Geiste auszubilden suchen, welche sie auf die Höhe der jetzigen Männerwelt stellt? Diese Aufgabe ist schwierig und gefährlich. Die Erzieher und Eltern haben sie von sich gewiesen, und für die feine Geistesbildung nach einem Surrogat gesucht. Sie fanden es in der Musik. Die Musik verbreitet namentlich über die Bildung der Frauen einen gewissen spirituellen Schimmer. Sie ist das Bindeglied der vereinzelten Wissensstoffe, die ihr Gedächtniß in sich aufgenommen hat; sie ist auch der elektrische Leiter, durch welchen man den einzelnen zerstreuten Geistesfunken derselben beikommen kann. Vielleicht ist aber auch diese Erscheinung schon wieder in einem neuen Stadium begriffen. Je schwieriger bei der außerordentlichen Konkurrenz es wird, in der Musik etwas zu leisten, desto mehr verliert sich vielleicht die große Selbstgenügsamkeit, welche bei einer sonst ganz mangelhaften Bildung durch ein wenig Gesang und Klavierspiel bei den Frauenzimmern erzeugt wurde. Es scheint, als mußten die Erzieher sich schon nach einem andern Surrogat umsehen, um dem weiblichen Geschlecht in einer Zeit der Debatte doch die Tonangabe in der Gesellschaft zu lassen. Schrecklich wär' es, wenn die Weiber, von den großen Klavierspielern und Sängern unsrer Epoche übertroffen, sich auf den zweiten Hebel der Gesellschaft werfen sollten, nämlich auf das Spiel. Das bereits sehr verbreitete Schauspiel, junge Mädchen mit den Karten in den Händen zu erblicken, wäre das Anzeichen einer einreißenden Gedankenlosigkeit, die uns, wie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts für die Unmündigen ein Rousseau erstand, jetzt bald einen Rousseau für die Erwachsenen bringen müßte.

Das Spiel ist das Grab der Sorgen und die Wiege derselben, je nachdem es getrieben wird. Der Eine erstickt in Whist seine Leiden oder tödtet wenigstens das unendliche Wehe, das ihn peinigt, die Langeweile; der Andere verspielt nicht seine Unruhe, sondern seine Ruhe. Das Glück soll erobert werden, beim Einen durch die Sturmleiter der Leidenschaft; beim

Andern durch einen solchen Handgriff, den sich im Spiele Menschen erlauben, welche sonst keine Ruhe über einen Schilling haben, der ihnen zu viel von einem Kaufmanne gegeben worden ist. Das Spiel ist eine Erholung, weil es die Zeit ausfüllt und die kleinen Leidenschaften der Menschen nicht ermüden läßt. Klammert man sich aber an das Kleine an und setzt Großes daran, was man Großes nennt, nämlich bedeutende Summen Geldes, so richtet es in Mienen und Farbe der Haare, im Blick der Augen und Haltung des Körpers eine frühe Verwüstung an. Das Hazardspiel ist auf dem Weg, ausgerottet zu werden. Auch die Lotterien sind in Gefahr, nicht mehr gezogen zu werden. Die Humanität mancher Gesetzgeber stemmt sich gegen sie, wie gegen die Beibehaltung der Todesstrafe. Allein der Taumel, das Glück für sich zu beschwören, scheint tief in die Gemüther der Zeitgenossen eingedrungen zu sein. Die Sucht nach Reichthümern kann von der eifrigsten Hingebung an die Arbeit und den Erwerb nicht mehr befriedigt werden. Die Kapitalien sind so fest geworden, daß an vielen Orten nur noch die Lotterie im Stande ist, neue zu schaffen. Die Menschen wissen nur zu gut, daß die jetzigen Handels- und Gewerbs-Conjuncturen nicht mehr die früheren Erfolge haben, und werden sich daher immer noch eifriger drängen, auf den Zufall zu bauen. Die Sucht an der Lotterie ist eher im Zu- als Abnehmen begriffen. Die Verzweiflung ist bei Vielen so groß, daß sie ihr ganzes Vermögen auf's Spiel setzen, um sich zu bereichern. Die zahmsten jedoch unter den Spielern sind die Schach-Klubbisten, die Philosophen unter den Spielern. Berühmte Matadore dieser Kunst werden aber seltener. Man zieht es vor, in Masse zu spielen, wenigstens wird, trotz der Quadrupelallianz, ein fortwährender Krieg zwischen England und Frankreich, jedoch nur mit Schacharmeen geführt. Das vorige Jahrhundert war tiefsinniger in der Metaphysik. Wir haben jetzt im Schachspiel nur eingeschossene Empiriker, keine Newton und Leibnitz mehr. Kein einziger neuer Zug ist mehr entdeckt worden; dennoch giebt es noch Viele, die sich begnügen, das Schachspiel nur erlernt zu haben. Es sind gewöhnlich die Freunde desselben Männer, welche sich von den Wirren des Parteigeistes zu befreien suchen und wenigstens darnach trachten, wie Aristoteles befohlen, mit sich selbst zufrieden zu sein. Ein gewandter Schachspieler ist immer davon überzeugt, daß in ihm ein Napoleon steckt, der Alles zur Raison bringen würde, wenn man ihm nur die Macht ließe, so zu handeln, wie er denkt, nämlich denkt in der indischen Weisheit des Schachspiels. Weibliche Schachspieler finden sich nicht minder, wie es sogar Damen giebt, die die Violine spielen. Das sind immer kühne Naturen und würden nicht nur für die Emancipation der Weiber kämpfen, sondern auch gar kein Bedenken tragen, ihr Jahrhundert, wenn sich die Gelegenheit fände, in die Schranken zu rufen.

Den Tanz hielten die Alten für eine Huldigung Gottes, heutige Zeloten für eine Huldigung des Satans. Obschon die Alten von dem Tanz eine so hohe Meinung hatten, so überließen sie es doch nur den Sklaven und Jahrmarktsgauklern, zu tanzen, wie jetzt die Türken ihren Sklavinnen, während ihre Herren dabei die Pfeife rauchen. Für den Tanz kann man jetzt nur noch junge Leute ermuntern. Die Aeltern ermuntern sie gern, weil sie wähnen, daß Ecossaisen, Anglaisen und Francaisen an die Stelle der gymnastischen Uebungen getreten sind, an welchen die jungen Leute in Griechenland ihren Körper stärkten. Auch in die Tänze ist jedoch ein neuer Geist gefahren, und zwar von einer Seite her, wo man es am wenigsten hätte erwarten sollen. Die Deutschen haben nämlich ihre Reformation nicht so schnell verbreiten können, nachdem sie die Völker einmal gekostet hatten, wie jene monotonen, aber wilden Kreise im Kreise, welche man Walzer nennt. Oestreich, sonst so wenig eingenommen für den Fortschritt, hat es vollends bis zu einer an Maenadismus grenzenden Leidenschaft darin gebracht. Die Engländer halten es doch sonst auch mit der Pferdezucht, allein bei menschlichem Tanze die pferdemäßige Galloppade einzuführen, das blieb den Böhmen überlassen, die den neuen Walzer im Zweitritt erfunden haben sollen. In England werden diese Tänze nie einheimisch werden, weil das Volk zu schwerfällig ist, und die Berauschung in Bier und Aquavit eher in die erste beste Ecke wirft, als zu bacchantischem Taumel beflügelt. Allein in Frankreich ist diese neue wilde Tanzlust an die Stelle der verschollenen romantischen Schule getreten, ja die letzten Trümmer derselben scheinen sich in Paris mit dem Tanze verschwistert zu haben, wenn man den Wundern glauben darf, die von Musards und Julliens allgemeinen Entréebällen erzählt werden. Im wilden Taumel schießen die Paare hinter einander her; die Musik, um den Tanzenden wahre Tarantelstiche zu versetzen, unterstützt sich mit Kanonenschlägen, mit Schwärmern, mit Posaunen, mit Glocken, ja sogar mit Orgelklängen. Die wollüstigen Scenen aus Robert dem Teufel liegen all diesen Arrangements zu Grunde. Man verbindet mit der Sinnlichkeit den Spiritualismus des Gefühls. Man drückt im Rausche des Tanzes jene verworrene Philosophie aus, welche in Paris die Königsmörder und die Kohlendampfs-Erstickungen erzeugt. Es ist fast wieder so weit gekommen, wie es bei den Alten war, daß nämlich der Tanz ein Symptom der Religion wird. Wenn die Religion den Schmerz tödtet, so macht ihn der Tanz, wie er jetzt getrieben wird, wenigstens vergessen. Es harmonirt auffallend mit der gegenwärtigen Lage Europas, daß der Tanz neben der allgemeinen Bedächtigkeit, versteckten Leidenschaftlichkeit und dem Mißtrauen der Menschen seinerseits diesen wilden und bis zur Prostitution sich hingebenden Charakter angenommen hat.

Reise um die Welt.

*** Unsere neueste Literatur hat wieder einmal ein merkwürdiges Beispiel literarischer Unwissenheit aufzuweisen. Dr. Frank giebt in Commission bei Brockhaus ein Taschenbuch dramatischer Originalien heraus, das wenigstens in dem vorletzten Jahrgange keine Bereicherung unserer Bühne enthält. Darin steht ein in österreichischer Mundart geschriebenes Lustspiel von J. F. Castelli, das Herr Frank als Nachbildung einer Operette von Scribe mit der originellen Behandlung Castelli's sich entschuldigt unter seine Originalien aufgenommen zu haben. Man sieht darnach gespannt die Sache an, und erwartet Ungewöhnliches. Allein etwas Ungewöhnliches ganz anderer Art findet man, nämlich Göthe's kleines idyllisches Meisterwerk Jery und Bätely, das der Franzose sich mit gewohnter Dreistigkeit angeeignet hat, und der Deutsche in so unpoetischer Abschwächung als eine vortreffliche Neuigkeit aus Paris zurück übersetzt. Was sagt nun wohl das Publikum dazu? Ist es nicht unerhört, daß ein geschätzter Autor wie Castelli, ein Mann wie Dr. Frank, der mit seinem Unternehmen den weiteren Verfall der deutschen Bühne gewissermaßen hemmen zu wollen scheint, in ihrer Kenntniß unserer Klassiker so traurige Blößen geben?

*** Salazar, spanischer Marineminister unter Ferdinand VII., hat vor einiger Zeit eine Lobschrift auf die Stiergefechte herausgegeben, in welcher er die Nützlichkeit und das unschuldige Vergnügen derselben zu beweisen sucht, und mit spanischer Grobheit gegen alle Nationen ausfährt, welche dieselben als eine barbarische Grausamkeit schildern und tadeln. Salazar sollte zum Lohne dafür gekrönter Dichter werden — mit einem Paar recht stattlicher Hörner.

*** Henrion übergab im Jahre 1718 der Akademie in Paris ein chronologisches Verzeichniß: über die Verschiedenheit der Länge des menschlichen Körpers, von der Erschaffung der Welt bis auf unsere Zeiten. Nach dieser Berechnung hatte Adam 125 Fuß 9 Zoll, — und Eva 118 Fuß 9¾ Zoll. Bei der neunten Generation nahm diese Leibesgröße bereits so sehr ab, daß Noah nur 115 Fuß hatte (nur!) und diese Abnahme ward immer stärker, so daß Abraham bloß 28 — Moses 13 — der thebanische Herkules 10 — Alexander kaum 6 und Julius Cäsar 4 Fuß gemessen haben sollen!! Goliath war 6 Ellen und eine Handbreit lang!!!

*** Es ist bekannt, daß das zu feinen Fäden gesponnene Glas eine große Biegsamkeit besitzt, da man die verschiedenartigsten Gewebe daraus machen kann. Aber in Tafeln und andern Formen von einer gewissen Dicke ist das Glas immer sehr spröde. Nun hat man aber bei Nachgrabungen, welche zu Vaison im französischen Vaucluse-Departement gemacht worden sind, mehre Gräber gefunden, die gläserne Aschen-Urnen enthielten. Diese zeigten das Gas in einer merkwürdigen Veränderung, welche nur Folge der sie einschließenden Erde sein kann. Alle diese Gefäße waren, wie es der Conservator des Museums von Avignon bestätiget hat, in einem erweichten und geschmeidigen Zustande, wie sie frisch aus der Erde kamen; man konnte sie kneten, biegen und mit dem Messer Stücke davon schneiden. Aber nachdem sie einige Stunden der Luft ausgesetzt waren, nahmen sie wieder die gewöhnliche Sprödigkeit und Härte des Glases an. Diejenigen Gläser, welche nicht drei Meter tief in der Erde lagen, zeigten die Eigenthümlichkeit in einem merklich geringern Grade.

*** Charlotte von Hagn ist ein herrliches, liebliches Genie, aber sie selbst verkennt es leider nur zu sehr. Sie will oder glaubt vielmehr tragische Charaktere darstellen zu können, hat aber bis jetzt nie einen Charakter und am allerwenigsten einen tragischen dargestellt. Ihr Genie ist ein Genie, das mit dem seltsamsten, zierlichsten Kunststückchen begabt ist, und das diese Kunststücke auf die bezauberndste, anmuthigste Weise neckischspielend und scherzhafttändelnd wie duftige Blüthensträußchen vor den Augen des Publikums auszukramen und sie ihm unversehens in das Gesicht zu werfen versteht. Daher bleibt sie aber auch nur Genie, so lange sie diese Kunststückchen gebrauchen kann, und wird gewöhnlich und unbedeutend, wo sie's nicht kann. Ihren tragischen Darstellungen fehlt die bestimmte, feste Durchführung. Sie giebt Scenen, in denen sie wahrhaft vortrefflich ist (eben die Kunststückchenscenen), aber es sind nur Scenen, nur Augenblicke eines Charakters, nur ein einzelner Zug eines Charakters, nicht der Charakter selbst. Ihr Spiel ist ein immerwährendes Ringen und Kämpfen, Steigen und Sinken, denn kaum hat sie eine gewisse Festigkeit im Ton, Haltung, Auffassung gewonnen, so fällt sie plötzlich wieder zurück. Es ist ein langsames Martern für sie und für's Publikum, weil keine ruhige Besonnenheit, kein übereinstimmendes Wirken ihre Rolle durchweht. Jeder Moment steht einzeln da, jeder hat ein anderes Gesicht, eine andere Gestalt, eine andere Kleidung, und jeder steht dem nächstfolgenden wie ein vorübergehender Fremder dem andern in die Augen, ohne Antheil, fremd und kalt. Aber das ist kein Charakter. Momente bilden den Charakter, aber die Momente müssen sich einander die Hände reichen, warm und innig. So ist z. B. ihre Jungfrau von Orleans kein Charakter. Wie Charlotte von Hagn diese Johanna giebt, ist sie nicht die träumerische, tiefromantische, ich möchte sagen katholisch-romantische Jungfrau. Es ist nicht die heimliche, reine poesievolle Seele eines unschuldigen Mädchens, es ist ein überschnapptes, rohbegeistertes, unharmonisches, poesieloses Wesen, dem man nicht glaubt, daß ihr die heilige Mutter Gottes erschienen ist unter dem Druidenbaume, und daß sie nicht denken darf an irdische Liebe. — Charlotte von Hagn hat den Charakter dieser Jungfrau aufgefaßt wie er todt und kalt und seelenlos in den Buchstaben liegt, sie hat nicht vermocht ein Leben darein zu hauchen. Sie giebt was drum- und dranhängt, aber das Innere, die Seele oder besser gesagt die Poesie, fehlt gänzlich darin. So sind mehr oder

minder alle ihre tragischen Charaktere und die komischen nicht weniger. Ihr Voltaire in „Voltaire's Ferien" ist ein ungezogener, vorlauter Schlingel und nebenbei ein alberner Geck, aber durchaus kein aufsprudelnder geistvoller Dichter-Jüngling, am allerwenigsten ein französisches Genie. Es ist alles plump, unartig und sein Benehmen einseitig, zu Zeiten unanständig und widerlich, und erinnert sehr an den „Gamin de Paris." — Aber nicht die Tragödie, nicht die tiefsinnigen Charaktere, sondern das Lustspiel und Conversationsstück mit ihrer Naivität, mit ihren sprudelnden Launen, ihrem Eigensinn, ihrer Eifersucht, ihrer Unschuld, ihrer süßen Mädchenhaftigkeit und allen ihren kindlich-kindischen Spielen und Schmerzen, das ist das Feld, auf dem sie sich herrlich bewegt. Da ist sie gefällig, anmuthig und bezaubernd. Ihre Bewegungen sind leicht, ungezwungen, frei und doch äußerst zart. Ihr schönes Gesicht mit dem schelmischen Lächeln der Fröhlichkeit, hinter welchem die kindisch-kindliche Launenhaftigkeit mit ihrer ganzen Anmuth hervorblickt, ihr schnippisches Verziehen der Mundwinkel, ihr pfiffig-schalkhaftes Blinzeln der Augen 2c. (Feodor Wehl.)

⁂ Was ist ein Theater-Abonnent? — Ein guter Kerl, der in's Theater geht, wenn alte Stücke gegeben werden, und alltägliche Schauspieler agiren; denn neue Stücke und seltene Künstler hebt man ihm immer auf, d. h. man spielt sie mit aufgehobenem Abonnement. So geht es in der ganzen Welt, und darum soll sich in einer einzelnen Stadt Niemand darüber beklagen. Es ist ihm schon ganz Recht; warum abonnirt er? Der Geiz ist die Wurzel alles Uebels.

⁂ Den Banquiers Breest, Gelpke und Kuckerling in Berlin ist unterm 9. December v. J. ein acht hinter einander folgende Jahre für den ganzen preußischen Staat giltiges Patent auf eine nach der eingereichten Zeichnung und Beschreibung für neu und eigenthümlich erachtete Setzmaschine für Buchdrucker ertheilt worden.

⁂ Die Konstanzer „Seeblätter" sind, als Trauer um Rotteck's Hinscheiden, am 1. December v. J. mit einem Trauerrande erschienen. Sie sagen u. A.: Wenn in größern Ländern bei dem Tode großer Bürger die Nation Trauer anlegt, wenn das Leichenbegängniß solcher nicht nur örtlich, sondern im ganzen Lande begangen wird, so darf man in Deutschland, so dürfen wir in Baden nicht zurückbleiben, wenn uns ein Mitbürger stirbt, welcher in jeder Beziehung so hoch steht. Die Trauer um den Edeln ist hier allgemein, und bereits hat sich ein Comité gebildet, um das Geeignete zur Begehung einer würdigen Todtenfeier einzuleiten. Sonnabend, den 5. d. M., ward in dem Dome zu Konstanz ein feierliches Traueramt für den Verblichenen abgehalten. Dekan Kuenzer, ein Freund und Kollege Rotteck's, hielt demselben die Gedächtnißrede.

⁂ An der badischen Grenze ist der junge Graf Stolberg, welcher in Würzburg studirte, von einem baierischen Officier von Groß im Duell erschossen worden. Oeffentlichen Blättern zufolge ist die traurige Ursache dieses traurigen Duells die Schauspielerin Christiani (früher Choristin beim Hanoverschen Theater) gewesen, die Beide in ihr Netz zog und derentwegen jener Officier, ein bejahrter Familienvater, sich von seiner Frau scheiden lassen wollte. Die Würzburger Abendzeitung fügt der Erzählung dieses betrübten Falles hinzu: Der Wirth im Salmischen Hofe zu Gerchsheim habe sich für dreitägige Beherbergung des verblichenen Grafen, dessen Leiche nach der Heimat geschafft werden soll, 500 Gulden bezahlen lassen.

⁂ General Jochmus, der jetzt die türkische Armee in Syrien kommandirt, ist ein geborener Hamburger, und gehört einer sehr achtbaren Familie an. Er lernte die Handlung in einem der ersten Häuser, und arbeitete nachher noch kurze Zeit auf einem Comtoir, ging aber dann zum Militairdienst über. Seine ersten Waffenthaten sah Griechenland, gegen die Türken. Später ging er mit der englischen Legion nach Spanien, wo ihn Evans von einem Grade zum andern erhob, bis er Kommandant seines Generalstabes wurde. Als Evans nach England abging, übertrug er ihm den Oberbefehl über die Reste der Legion, wo er sich seine Zufriedenheit so sehr erwarb, daß er ihm Empfehlungen von Lord Palmerston an Lord Ponsonby auswirkte. In Konstantinopel kam er ungefähr zu der Zeit an, als die Nachricht des unglücklichen Ausgangs der Schlacht von Nisib dort eintraf. Er blieb in der türkischen Hauptstadt bis zum Abgang der Expedition nach Syrien.

⁂ Prof. Preyer hat das Oratorium Noah, mit Text von H. Adami, vollendet; der Vicehofkapellmeister J. Aßmayer: Saul und David, mit Text von Chr. Kuffner; der Hoforganist Sechter ist mit einem Oratorium: Sodom und Gomorrha beschäftigt, wozu E. Straube den Text verfaßte. Alles Wiener.

⁂ Das englische Journal Sun hat eine ungeheure Nummer auf Nanking-Papier (hellgelb) erscheinen lassen, die einen starken Oktavband gewöhnlichen Drucks füllen würde. Dieselbe enthält eine Karte von China und Mittheilungen über dieses Land, Religion, Sitte, Sprache, Erziehung, Literatur, Geologie, Kriegswesen, Marine, Gesetze, Einkünfte, Handel (Thee und Opium), Regierung und Dynastie u. s. w. betreffend. Die Nummer stellt sich als eine kolossale Monographie der Tagesfrage dar.

⁂ Den Vogel erkennt man an seinen Federn, die Neugriechin aber an der Farbe ihres Haares; die unverheirathete muß mahagonibraunes, die verheirathete dagegen dunkelschwarzes haben. Da die Natur dieser Mode nicht immer huldigt, so wird die Kunst zur Aushilfe aufgeboten. Die Färbemittel sind Pflanzenpulver von durchaus unschädlicher Art, welche aus Afrika eingeführt und in Griechenland von allen Gewürzkrämern verkauft werden.

⁂ Der Stern erstrahlte so munter,
Da fiel er vom Himmel herunter.
Du fragst mich, Kind, was Liebe ist?
Ein Stern — in einem Haufen Mist.

Das ist Poesie von heute und von einem der gefeiertsten jetzt lebenden Dichter, von — H. Heine.

Hierzu Schaluppe.

Schaluppe zum Dampfboot.



№ 8. **Am 19. Januar 1841.**

Inserate werden à 1½ Silbergroschen für die Zeile in das Dampfboot aufgenommen. Die Auflage ist 1500 und der Leserkreis des Blattes hat sich in fast alle Orte der Provinz und auch darüber hinaus verbreitet.

Kunst-Ausstellung.

(Fortsetzung.)

No. 192. Fischerfamilie von A. Riedel. In der kräftigen, fast athletischen Gestalt des Fischers wohnt jener heitere, mit dem einfachsten Genuß sich begnügende Geist, den die Kinder des Südens überall da besitzen, wo nicht allzu starker Druck sie an gänzliche Apathie gewöhnt hat. Er spielt die Laute, zu seinem Töchterchen hingewendet, dessen ganze Seele im Gesicht dem Vater zulacht. Der Mutter Auge hängt mit innigstem Vergnügen an der Lust des Kindes. Das ist die ganze einfacht Composition. Die Landschaft zeigt uns nichts als den Strand und das Meer, aber das Meer Neapels, und in der Ferne raucht der Vesuv. Es ist ein herrliches Bild, voll Seele und Gemüth. Wer wissen will, wie wenig zum Glück gehört, wie am Ende dazu nur die allereinfachsten Dinge, die in Jedermanns Gewalt stehen, erforderlich sind, der kann es hier sehen. Gewiß wird manchen beim Beschanen die Ahnung überkommen, wie so Viele, und er vielleicht selbst, es so ganz verkehrt anfangen, um glücklich zu sein. Man hört jeden Tag, es sei so leicht, Kinder zu erfreuen, und doch sucht man so früh als möglich in ihrer Seele das allerschönste Talent, sich über Alles und Jedes zu freuen, mit Stumpf und Stiel auszurotten, damit die Hoffarth und die falsche Werthschätzung der Dinge recht gedeihen. Du weißt es nicht, wie schön und glücklich Du bist, Du schönes Kind mit dem glänzenden Auge! — No. 160. Faust und Margaretha von P. Mila. Allzu früh scheinen die Gestalten dieser beiden Personen, so wie die des Mephistophiles, typisch geworden zu sein. Wer Eine Behandlung dieses Sujet gesehen hat, findet in einer Andern nichts Neues — immer wieder Cornelius, mit mehr oder minder Geschick. Dieses Bild ist recht gut gemalt, nnd der Doctor nimmt sich überaus stattlich aus. In seinem schönen, das vorgerücktere Alter fast nur durch pathognomische Züge verrathenden Gesicht zeigt sich wohl zu wenig von der Gluth der Leidenschaft, die ihn so gewaltig beherrscht. Mit der linken Hand streichelt er die Wange des Mädchens. Es läßt sich beinahe vermuthen, daß Faust in der Wirklichkeit es gethan habe, immerhin hätte jedoch diese etwas gemeine Liebkosung in einem Gemälde vermieden werden können, das die Aeußerung einer an das Edle fast anstreifenden Neigung darstellt. Gretchen könnte hübscher sein und sich weniger als Soubrette behaben. Daß die Brüste so tief sitzen wie hier, kommt zwar oft vor, ist aber deßhalb doch nicht schön. Mephistophiles, der aus dem Fenster zuschaut, trägt das Fratzengesicht, das aus den Umrissen bekannt ist, und so gewahren wir denn in keiner Weise eine neue Auffassungsart des Gegenstandes. Besonderes Lob verdient das Colorit, vor allem der Fleiß, womit die Naturbeschaffenheit der Zeuge wiedergegeben ist. Ein so schöner Sammt, wie der rothe on Faust's Wamms, wird kaum jetzt noch in der Welt gemacht!

Dritter Artikel.

Unter dem Genre ist allerdings noch viel Erfreuliches zurück, und sehr vieles, was durch eigenthümliche Vorzüge oder Verkehrheiten Anlaß zu fördernder Betrachtnng geben konnte. Zeitkürze der Ausstellung und Enge des vergönnten Raumes in diesem Blatte nöthigen indeß zum Abbrechen, damit auch für die Landschaft und sonst noch Vorhandenes die gebührende Berücksichtigung gefunden werde. Auch könnte vielleicht nachträglich noch einiger historischer Bilder, die erst später zur Aufstellung gelangt sind, Erwähnung geschehen. Es liegt also nicht an dem Einsender, wenn gegenwärtiger Artikel im buntesten Durcheinander die Beurtheilung der verschiedenartigsten Gattungen bringt. — No. 294. Der Herbst von C. L. Watelet. Der Maler hat uns hier die Natur geboten, wie sie ist, einfach und großartig, mit wenigen, aber tiefen und unendlichen Gedanken. Ihr Leben und Weben will sich zur Ruhe begeben. Es scheidet von dem Menschen, wie ein Freund von dem Freunde, mit langem zärtlichem Abschiede, ihn des frohen Wiedersehns getröstend. Links von einem das Bild quer durchschneidenden weit herkommenden Wasser, das still und klar fließend die Bläue des Himmels abspiegelt, stehen einige Häuser in nicht allzu baulichem Zustande, rechts eine Gruppe mächtiger Bäume, von deren Wipfel das gelbgewordene Laub im leisen Wehen der Luft herunterrieselt, während die untern Aeste noch mit grünen Blättern prangen. Rechnet man wenige Staffage und einen duftigen, leise umflorten Hintergrund hinzu, so hat man die ganze Landschaft. Und doch, welche ergreifende Wirkung ist mit so wenigen Mitteln erzielt! Möchte dies vortreffliche, wahrhaft großartige Bild doch für Danzig gewonnen werden können. — Eine zufällige Bemerkung sei hier entschuldigt. Einsender dieses hörte in Berlin von Kunstfreunden und sogar von Künstlern die Darstellung des fallenden Laubes für eine Spielerei erklären; da er nun glaubt, es könne dem Maler auch hierorts in diesem Stücke Unrecht geschehen,

wie man sich denn das Neue, selten oder nie Versuchte, nicht sogleich will gefallen lassen, so möge dieser Gegenstand andeutungsweise zur Erörterung kommen. Alles sich Bewegende muß als ein durch unendlich viele Momente Bewegtes gedacht werden, und der Begriff der Ruhe, und zwar der vollständigsten, kann in jedweden dieser Momente in der Vorstellung gelegt werden. Dieser Idee nach verfährt der Künstler, der eine menschliche Handlung darstellt. Der Dolch, der in der Faust des Mörders blinkt in raschester Bewegung nach des Opfers Brust, bewegt sich durch eine Unendlichkeit von Punkten, von denen der Maler einen convenablen auswählt und fixirt. Wie sollte nun nicht der Landschafter befugt sein, bei Darstellung des Todten ebenso zu verfahren? Jedes fallende Blatt muß doch einmal auf einem gewissen Punkt in seiner Falllinie sein; es steht ihm also frei, eben diesen Punkt aufzufassen und zum Behuf der Darstellung das Bewegte auf ihm mit Stätigkeit zu versehen. — No. 168. Der Dogenpallast zu Venedig von Friedr. Nerly. Die alten Sagen unseres Volkes wissen viel von einer riesenhaften, zaubergewaltigen Jungfrau zu erzählen, der Tochter eines uralten Heldengeschlechts, die einsam in einer Burgruine haus't und bei besonderen Constellationen der mächtigen Glieder Reiz enthüllt und die unendliche Fülle des goldenen Gelocks strählt. Solch eine Hünenjungfrau ist Venedig, die ächte Tochter Roms, die da rührend klagt, daß nicht die Adria sie hinabschlang, sondern eine gemein gewordene Zeit sie verdarb. Dieser rührende Reiz, der, zumal bei Mondschein, auf dem Grabe so vieler Helden, so großer Erinnerungen, ruht, ist von dem Künstler mit bewunderungswürdiger Kraft hier ausgesprochen. Das einst waffengewaltige Venedig, das noch vor hundert Jahren eine Vorburg der Christenheit war, ist übrigens jetzt ein ziemlich lebhafter Freihafen und treibt einen ganz artigen Schacher. — No. 253. Ein Punschservice von Wilms. Dinge dieser Art lassen sich beinahe leichter malen oder wenigstens zeichnen, als beschreiben. Es sei daher genug mit der Bemerkung, daß alle hier vorkommenden Gegenstände ganz vortrefflich und wahr dargestellt sind, und das Ganze, worauf es denn doch am meisten ankommt, mit Feinheit und Geschmack behandelt ist. Ein Männerboudoir hätte an diesem Gemälde einen sehr artigen und werthvollen Schmuck. — No. 215. Die Basilica im Lateran von J. C. Schultz. Wer die Beschreibung des Schillerschen Mortimers von dem Eindruck, den der römische Gottesdienst auf ihn gemacht, im Gedächtniß behalten, findet hier eine würdige und glänzende Illustration jener ergreifenden Stelle. Vom glücklichsten Standpunkte aus sind die weiten, kunstgeschmückten Räume der päbstlichen Pfarrkirche dargestellt, und mit Wahrheit und Leben bewegt sich durch sie hin die Procession, an der Alles alterthümliche Würde und ächthistorische Bedeutung verräth, ein wahrhaftiger Gegensatz zu dem Zuge der Napoleonschen Begräbnißfeier, bei der im seltsamsten Mischmasch und mit beinahe toller Willkühr die ältesten und neuesten Reminiscenzen durcheinander liefen. Trotz der Schwierigkeit, die namentlich die gradflächige Decke in den Weg legt, ist die Perspective äußerst gelungen, und die Beleuchtung könnte nicht glücklicher behandelt werden. Wer da bedenkt, wie viel schwieriger es ist, architectonische Massen darzustellen, die nicht, wie etwa ein gothischer Dom im Innern, die Wahl eines allgemeinen vorherrschenden Tones zulassen, sondern durch Vergoldung und fast überbunten Schmuck die vielfachsten Töne, Tinten und Lichter bedingen, wird zu bewundern wissen, wie trefflich der Künstler die gestellte Aufgabe zu lösen vermocht hat, diese Vielfarbigkeit zu sammeln und, wohlthätig für das Auge, in reine Harmonie umzugestalten. — No. 271. König Leopold im Antwerpener Lazareth von N. de Keyser. Eine Episode aus der berühmten Belagerung der Antwerpener Citadelle, jener Kriegsübung, bei welcher man wirklich scharf geschossen, so daß einige Leute zu Schaden gekommen sind. Der französische Krieger auf seinem Bette, der König, sein Gefolge, kurz Alles ist sehr richtig und sogar meisterhaft gemalt. Wenn nun deßungeachtet das Bild völlig kalt und gleichgültig läßt, so liegt dies wohl nur an dem Gegenstande, der gut genug zu einem Zeitungsartikel war, aber es sicher nicht für ein Gemälde ist. Herr de Keyser wird wohl Kunst und Mühe vergebens angewendet haben. Wenn sein Gemälde nicht in Belgien Käufer fand, so muß es uns, die wir jene Scene von Anfang an für völlig indifferent gehalten haben, wo möglich noch weniger interessiren. Herr de Keyser, ein so achtungswürdiger Künstler, scheint sich überhaupt in der Wahl seiner Stoffe häufig zu vergreifen, wie No. 292. zeigt. Ist dieser Stoff auch der Geschichte entlehnt, so ist die Handlung doch ganz ohne beiwohnende Fertigkeit, sich dem Beschauer zu erklären. Sie ist ein Räthsel, das auf keine Weise, auch bei großer Kenntniß geschichtlicher Momente, frei gelös't werden kann und wegen seiner Vieldeutigkeit außer der Neugier kein Interesse in Anspruch nimmt. Auch dieses Gemälde verdient in Rücksicht auf Behandlung alles Lob, und aufrichtig sei hiermit die Irrleitung des Geschmacks eines so verdienstvollen Künstlers beklagt, die ihn zum Versuch antreibt, auf dürrer Heide Blumen sammeln zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Karl Seydelmann
als Baron Skarabäus in: Die unterbrochene Whistpartie.

Es mag seltsam erscheinen, daß ich Seydelmann in einer so kleinen einseitigen Rolle betrachte, aber grade in dieser läßt sich die Größe und Vielseitigkeit dieses Künstlers auf das Klarste beweisen. Ehe ich aber zu ihm selber übergehe, muß ich vorher von dem Verfasser des oben angeführten Lustspiels, nämlich von Karl Schall etwas verlauten lassen.

Dieser Karl Schall war ein freundlicher Allerweltsmensch, ein galanter, zuvorkommender Spaßvogel, ein enthusiastischer Theaterliebhaber, der Redakteur der schlesischen Zeitung, ein flatternder Literat und Kunstfreund, ein Be-

ehrer aller schönen Damen, der Mittelpunkt, Unterhalter, Verbinder aller literarischen und gesellschaftlichen Interessen in Breslau und ganz Schlesien, kurz: ein ganz kapitales Haus. Er liebte gut Essen und Trinken, Vergnügen und Bequemlichkeit, vor allem aber das Theater und die Conditorwaaren. Breslau ist seine Residenz gewesen, da hat er gelebt, so gut er konnte, und dabei viel Geld todtgeschlagen. Da ist er einherspazirt auf der Promenade, auf dem Blücherplatz und der Taschenbastion, da hat er gegrüßt und genickt, die Hand gegeben und den Hut gezogen, da hat er geschwatzt vom Theater, vom nächsten Ball, von seinem Freund Holtey, von Göthe und Tieck, und vom Kaiser Napoleon, von Berlin, Weimar, Dresden, wo er herum gewesen, und noch von allerlei, was ihm so grade zu Sinn gekommen. So hat er's lange Zeit getrieben, und endlich ist er darüber gestorben. Bei seinem Tode ist der Himmel nicht schwarz geworden und die Welt nicht eingestürzt und Breslau auch nicht. Sondern die Breslauer haben ihn auf den Gottesacker hinausgetragen still und geräuschlos, und haben ihn hineingesenkt in die kühle, frische Erde wie jedes andre ehrliche Menschenkind, und einige Thränen sind ihm geflossen, und die Sonne hat geschienen hell und freudig wie sonst, und Lerchen haben gesungen, und einige Spatze haben harmonielos dreingezwitschert. Noch eine Weile hat man von ihm gesprochen, und dann hat man angefangen, ihn zu vergessen. Das ist so der Welt Lauf, und dagegen ist nichts einzuwenden. Nun nach langer Zeit hat ihn Heinrich Laube in seinen Charakteristiken vorgenommen; zu Anfang dieses Jahres ist in Breslau eine Schrift erschienen, die viel von ihm spricht und zum Ueberfluß hat der Professor Gubitz in seinem Gesellschafter noch Briefe von ihm an das Tageslicht gebracht, die aber freilich nicht viel bringen. Der vergessene Karl Schall ist nun wieder in's Gedächtniß gekommen, und die guten Breslauer fangen nun an einzusehen, daß eben dieser Karl Schall von vieler Bedeutung für sie gewesen ist. Sie würden ihm gewiß nun sehr gern ein Denkmal setzen, wenn sie nur erst so eigentlich wüßten warum. Was hat er denn gethan? — Theaterkritiken hat er geschrieben, kleine Reimereien hat er geschmiedet, eine Zeitung hat er redigirt, kleine Lustspiele hat er gedichtet, vielen Freunden hat er Gefälligkeiten erwiesen, viele Schauspielerinnen hat er in Breslau herumkutschirt und sehr viel Bonbons hat er genascht. Nun dafür kann man ihm kein Denkmal setzen. Die Welt verliert auch nichts, wenn ihm kein Denkmal gesetzt, und Karl Schall eben so wenig. Er hat ein Denkmal in vieler Menschen Herzen, bei vielen ist es zwar sehr verstaubt und zerbröckelt, aber wenn sie gerade 'mal an ihn denken, da schütteln sie mit dem Kopfe und meinen: das alte Haus verfault nun auch schon in der Erde und hat dir manchen Gefallen, manchen Dienst gethan und aus mancher Klemme geholfen, und, wenn er Geld hatte, manche Flasche Wein für dich bezahlt! — Ich habe Karl Schall nicht gekannt, er hat mir keine Gefälligkeit erwiesen und keine Flasche Wein für mich bezahlt, aber ich denke dennoch oft an ihn, und es wird mir allemal gar seltsam zu Sinne, so als wenn es mir leid thäte, ihn nicht einmal gesehen und gesprochen zu haben, sondern ihn nur aus den Schilderungen seiner Freunde und seinen vertrautesten Briefen zu kennen. Er muß ein lieber Kamerad gewesen sein, und ich glaube, ich wäre ihm von Herzen gut geworden. Ich halte ihn für einen gewichtigen Mann und in der neuesten Geschichte Breslaus für eine merkwürdige Gestalt, merkwürdiger wie ganz Breslau zusammengenommen, mit Ausnahme Heinrich Hoffmanns von Fallersleben, des langbeinigen Professors.

Von diesem Karl Schall nun ist: Die unterbrochne Whistpartie. Das Stück ist so flatterhaft, beweglich und schwatzhaft, wie Karl Schall's Unterhaltung es war, auch eben so galant, denn es beobachtet streng die Etiquette und setzt die Damen auf dem Zettel gewissenhaft voran und die Herren hinterdrein, aber hinter der Figur des Baron Skarabäus steckt Karl Schall selber, wie er leibt' und lebte, nur daß er hier alt, dünn und ein Käfer-Schmetterling- und Spinnenjäger ist, und noch vieles andere, was Karl Schall nicht war, aber das Meiste trifft zu. Wer darum Freude an diesem Baron Skarabäus haben will, der muß wissen, was Karl Schall war und wie er's war. Wahrscheinlich hat Seydelmann den Verfasser gekannt oder ist genau von ihm unterrichtet, denn er hat nicht allein die Rolle, sondern auch den Dichter derselben verstanden. Ich bin versichert, wenn dieser Seydelmann in seinem Stücke sähe, er drehte sich, wie ein Brummkreisel auf seinem Hacken herum, steckte drei Bonbons auf einmal in den Mund, und nach beendetem Schauspiel führte er ihn zum Weine, er möchte wollen oder nicht. — — —

Dieser Baron Skarabäus ist nämlich ein alter, liebenswürdiger, gutmüthiger Schwätzer, der aus sich machen läßt, was man nur eben will, und immer galant und artig dabei bleibt. Er ist so ein stereotypes Ausrufungszeichen aus der lieben, alten, galanten Zeit, hübsch, zierlich und manierlich, ein durchtriebener Schalk und doch ein gutherziger Teufel dabei. Er hat viel Aehnlichkeit mit Shakespeare's „Polonius,“ ja er ist ein und derselbe Charakter und doch himmelweit von ihm unterschieden. Polonius ist nämlich der bedächtige Schwätzer, der auf seine Schwätzereien großes Gewicht legt und viel Weisheit darin auskramen will. Skarabäus aber ist flatterhaft, bringt alles nur gelegentlich an und von ungefähr. Polonius ist einmal ein sehr kluger und gewitzter Mann gewesen, und nur das Alter hat ihn überrumpelt. Skarabäus dagegen ist immer so gewesen, so vornehmnachlässig, so flatterhaftgalant. — Seydelmann giebt sowohl den Polonius, als den Skarabäus. Als letzterer kommt er gehüpft und hüpft die ganze Rolle hindurch, so gewandt, so leicht, so beweglich wie ein Schmetterling auf Blüthen; als Polonius kommt er bedächtlich, langsam und ängstlich auf jeden Tritt, denn ersterer ist ein Weltmann, letzterer ein Staatsmann. Die Welt ist aber immer leicht, und der Staat ist schwer. Als Polonius wendet Seydelmann den Kopf nur langsam

hin und her, aber sein Auge sieht lebhaft, ausgewitzt und fest, und wenn er was gesagt, macht er es noch einmal so groß und schaut gewaltig pfiffig drein. Das hat er noch von ehemals der alte Staatsmann und Politikus. Als Skarabäus läßt er den Kopf hin- und hergehn wie ein Mühlrad, aber das Aug' ist klein zusammengedrückt und blinzelnd, und schaut hübsch schelmisch und verschmitzt. Der alte Weltmann, der polirte Pfiffikus ist das. Als Polonius wirkt Seydelmann humoristisch durch die große Sicherheit und Genauigkeit, mit der er die größte Unsicherheit und Ungenauigkeit zur Sache bringt; als Skarabäus umgekehrt, durch die große Unsicherheit und Ungenauigkeit, mit der er die größte Sicherheit und Genauigkeit zur Sprache bringt. Er wirkt ferner humoristisch durch die Trockenheit des Polonius und durch die Quecksilberigkeit des Skarabäus. Wenn er als Polonius vom Hamlet ermordet wird und mit der größten Bedächtigkeit und Gelassenheit ausruft: „Ich bin ermordet!" so lacht das Publikum, und zwar über den Humor. Der Humor überhaupt aber in diesen Worten ist: daß Polonius sie nicht ausschreit als Schmerz, nicht ausschreit als Wuth, sondern sie gar nicht ausschreit, vielmehr ausspricht als Anzeige, Ankündigung, so wie der Diener seiner Herrschaft meldet „Es ist gedeckt!" — Wenn Seydelmann als Skarabäus sagt „Ein prächtig Landgut — voller Raupen," so lacht man und zwar wieder über den Humor. Und zwar liegt hier dieser Humor in der Hast, in der Eile, mit der er diese Worte spricht, und in der Art und Weise, wie er etwas gut findet, was einem Andern ganz abscheulich sein muß.

Ich habe diese beiden Meisterrollen Seydelmann's verglichen und ihre Verwandtschaft, aber besonders ihre Verschiedenheit in seinem Spiel hervorgehoben, weil ich sie schon oft und von bedeutenden Schauspielern fast über einen Leisten geschlagen, gesehen habe. Seydelmann aber ist immer verschieden und niemals derselbe, obgleich er fast immer ein und dasselbe Repertoir zu spielen hat. Doch Seydelmann ist eine seltene Spürnase, die jeden kleinen, feinen, unbedeutenden Zug in dem darzustellenden Charakter aufzufinden und zu benutzen weiß, und diese Spürnäserei ist eigentlich seine Genialität. Diese Genialität ist: daß er nicht durch die Masse blendet, sondern durch die Einzelheit entzückt. Er wird durch die Kleinlichkeit seiner Darstellung großartig.

Feodor Wohl.

Merkwürdige Gesichtstäuschungen.

1.

Ein junger Mensch hatte sich schlecht gegen seine Mutter betragen, dies machte ihm fortwährend Gewissensunruhe. Eines Tages ergriff er einen Roman, um sich zu zerstreuen; aber das einzige, was er auf jeder Seite erblickte, war: „Du bist ein undankbarer, ein unnatürlicher Sohn." Er widerstand lange Zeit, zuletzt aber raubte ihm diese Täuschung den Verstand.

2.

Ein alter Beamter, übrigens ganz bei Vernunft, wurde jeden Abend zur selben Stunde von einer eigenen Erscheinung gequält: Er erblickte plötzlich eine Spinne an einem Faden mitten in seiner Stube, sie wuchs unter seinen Augen mehr und mehr, bis sie die ganze Stube ausfüllte; er mußte hinausgehen, um nicht von diesem scheußlichen, gigantischen Thier erstickt zu werden.

3.

Ein Schiffskapitän glaubt in den Wolken die sonderbarsten Figuren zu sehen, durch welche Gott ihm die Zukunft offenbart. Er zeichnet sie oft im Augenblick der Vision.

Kajütenfracht.

— Morgen giebt Herr Rath zu seinem Benefize die liebliche Oper: Aschenbrödel, von Nicolo d'Isouard. Herr Rath hat sich durch sein künstlerisches Streben wie durch seine Bescheidenheit hier viele Freunde erworben; mögen diese sich zu dem Benefize recht zahlreich einstellen.

Verantwortlicher Redacteur: Julius Sincerus (Dr. Lasker.)

Druck und Verlag von Fr. Sam. Gerhard.